

Ich drehe den Kopf und sehe, dass Sergeant Sternisha schon seine Ausrüstung anhat. Ich weiß nicht, was gerade in den Badlands passiert, aber klar ist, dass wir nicht auf unseren Ärschen sitzen bleiben werden, während die anderen sich im Kampf befinden.

»Wir sind gleich auf dem Weg zurück zu Ihnen. Dauert etwa zwanzig Minuten. Bleiben Sie in Kontakt mit mir«, sage ich über Funk. Dann befehle ich Sergeant Sternisha, dem Bataillons-Gefechtsstand zu melden, dass wir wieder in die Badlands fahren. Damit sie zumindest wissen, wo wir sind. Es ist ein enormes Risiko zurückzufahren. Ich trete hinaus auf die Heckklappe, doch bevor ich den Soldaten befehlen kann, wieder in ihre Fahrzeuge zu steigen, hält Sergeant Sternisha mich auf.

»Sir, es ist Blue 7. Er will mit Ihnen sprechen.«

Ich nehme den Apparat. Blue 7, der ranghöchste Sergeant vor Ort, berichtet, dass der First Sergeant an der großen Kurve von einem IED getroffen worden sei. Ein Volltreffer. Zwei Soldaten im Kampfraum seines Bradley wurden verletzt.

»Die beiden haben sich die Köpfe reichlich angeschlagen, aber sie sind mehr oder weniger okay. Sie fahren mit uns zurück.«

Hilflos höre ich zu, als er mir erzählt, dass der angeforderte Medevac-Hubschrauber unterwegs sei, um den First Sergeant abzuholen.

»Er ist bewusstlos, aber er atmet noch«, sagt Blue 7. »Es sieht nicht gut aus.«

»Braucht ihr Unterstützung?«, frage ich.

»Das hätte keinen Sinn«, brummt der Sergeant, der schon seinen zweiten Krieg kämpft. »Es war nur ein verdammtes IED, sonst nichts. Der Bradley ist in Ordnung. Wir werden in etwa einer Stunde bei euch sein.«

Ich lasse den Hörer los, und das Kabel rastet wieder in den Geschützturm ein. Wenn die Aufständischen die Patrouille richtig hätten angreifen wollen, hätten sie längst mit direktem Beschuss begonnen. Ihr Zeitfenster hat sich schon geschlossen, und es ist unwahrscheinlich, dass sie noch angreifen werden. Nur ein verdammtes IED, dessen Aussage eindeutig ist: Wir sind nicht diejenigen, die die Badlands kontrollieren.

»Wir fahren nicht zurück«, verkünde ich meinen Soldaten. Düstere Augen starren mich an, und ich verspüre dieselbe Feindseligkeit wie sie. Ich weise Sergeant Sternisha an, sämtliche Munition, wie geplant, von den Schützenpanzern abzuladen. Aber weder er noch die anderen bewegen sich.

»Es ist vorbei«, sage ich. »Es gibt nichts, was wir tun könnten, um ihm zu helfen.«

»Aber, Sir ...«, sagt ein Soldat.

»Es ist aus. Sie haben Ihren Befehl.«

Ich hasse es, dieses Wort »Befehl« zu gebrauchen. Es fühlt sich an, als würde ich mich hinter meinem Dienstgrad verstecken, aber ich weiß, dass diese jungen Soldaten einen Auftrag brauchen, auf den sie sich konzentrieren können. Eine Aufgabe, die von dem Verlangen ablenkt, den Verantwortlichen zu jagen und zu töten. Mir ist klar, dass sie zu Rock 7 fahren wollen. Ich will es auch, aber in die Badlands zurückzufahren wäre jetzt nicht nur absolut zwecklos, sondern auch unnötig gefährlich. Wenn sie dort nicht unter Beschuss sind, brauchen sie uns nicht. Eher würden wir auch noch von einem IED getroffen, und dann flögen noch ein paar Soldaten weniger nach Hause.

Wenn meine jungen Männer jetzt allerdings ohne klare Aufgabe bleiben, fangen sie an, gegeneinander zu kämpfen. Sie sind Infanteristen, und ich kenne sie sehr gut, weil ich selbst einer von ihnen bin. Wir starren uns an, bis Sergeant Sternisha schließlich meinen Befehl weitergibt und ein Soldat nach dem anderen langsam folgt. Ich hasse mich dafür, dass ich so mit den Soldaten umgehen

musste, und begeben mich zum Bataillons-Gefechtsstand. Heute ist nur ein Tag von vielen auf dieser emotionalen Achterbahn, beruhige ich mich. Als ich die Tür zum Gefechtsstand öffne, stürmt mein Kompaniechef auf mich zu und packt mich am Arm. »Los, wir fahren zum Feldlazarett. Rock 7 kommt in ein paar Minuten dort an.«

Es ist ein seltener Luxus: ins Lazarett fahren und einen verwundeten Kameraden besuchen. Wir springen in einen Humvee^[8]. Als Offiziere haben wir beide keinen entsprechenden Führerschein, aber das ist uns völlig egal. Sollte die Militärpolizei versuchen, uns zu kontrollieren, würden wir sowieso nicht anhalten.

Das Feldlazarett ist ein riesiges Labyrinth aus Zelten, und wir müssen uns trennen, um nach dem First Sergeant zu suchen. Ich frage eine Hilfspflegerin, wo der Verwundete sei, der gerade mit dem Medevac angekommen ist. Sie sagt, ich bräuchte nur dem Flur zu folgen. Also laufe ich noch tiefer in das Labyrinth hinein, bis ich zu einer Tür komme. Dort ziehe ich einen Nylonvorhang zurück und trete in den Raum. Mehrere Ärzte stehen um einen Operationstisch herum. An den Gummihandschuhen des einen ist Blut. Blut tropft auch von einer Ecke des Tisches auf den Boden. Niemand scheint mich zu bemerken.

Dieser Ort ist ganz anders als die brennende Wüste, die ich gut kenne. Hier gibt es keine schrecklichen Schreie oder durstigen Sand, der immer bereit ist, Blut aus Wunden aufzusaugen, der übersät ist mit kleinen Steinen und verbrannten Kleidungsstücken. Das wahllose, dreckige Gefühl von Tod im Gefecht wird hier von steriler Kühle abgelöst. Hier ist es sauber und geruchsfrei. Der grausame Krach und die chaotische Angst des Kampfes sind abgestreift, und es gibt nichts, was meine Gedanken davon ablenkt, dass dort ein schwer verwundeter Mann auf dem Operationstisch liegt. Der Mann, den ich als Rock 7 kenne. Ein Mann, der mein Freund ist oder bald war.

Ein Arzt schaut mich an. Der Blickkontakt dauert nur eine Sekunde, aber er ist lang genug, um den Ernst in seinen Augen zu erkennen. Ich gehe einen Schritt näher an den Tisch heran und starre auf die blutgetränkte Uniform. Ich weiß, dass ich gerade eine Art Abschied von meinem Kameraden Rock 7 erlebe. Ich will ihn ein letztes Mal sehen, bevor er geht. Aber es fehlt der gewohnte Tarnfleck an der Uniform. Es ist nicht Rock 7, der auf dem Tisch liegt, sondern ein US-Marineinfanterist. Vermutlich ist er gerade aus Al-Anbar gebracht worden. Doch was ändert das? Nur der Name und die Uniform sind anders.

Eine altbekannte Wut kocht in mir hoch, als ich die Uniform des Marineinfanteristen anstarre. Warum er und der First Sergeant, aber nicht ich? Warum darf ich mit ein paar Kratzern davonkommen, während Dutzende meiner Kameraden ohne Arme oder Beine zurückkehren müssen? Viele weitere Kameraden kommen nur im Sarg nach Hause. Ich drehe mich um und verlasse den Raum. Niemand beachtet mich, bis auf die Wut und der Wahnwitz. Sie jagen mir nach in den Flur, lachen mich aus und brüllen hinter mir her: Nicht aus freiem Willen! Nicht aus freiem Willen!

»Mr. Montrose«, sagt eine leise Stimme.

Ich blinzele, und das Feldlazarett ist verschwunden. Meine Faust zerdrückt einen Stift. Vor mir steht eine deutsch-türkische Studentin, deren kurze schwarze Locken mich an das dunkle Haar der Iraker erinnern. Ihr sanftes Lächeln ist beruhigend. Sie hat mich zurück in den Seminarraum geholt. Sofort lasse ich den Stift los.

»Mr. Montrose«, sagt die Studentin, »hier ist meine Hausaufgabe.«

•••

»Ein Mann kommt nach Deutschland. Er war lange weg, der Mann. Sehr lange. Vielleicht zu lange. Und er kommt ganz anders wieder, als er wegging.« Sätze aus Wolfgang Borcherts *Draußen vor der Tür*, geschrieben kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Sätze, die auf Soldaten einer neuen Generation leider wieder zutreffen. Auch ich bin einer von denen, die lange weg waren ...

An einem verregneten Spätsommertag wurde ich nach über 16 Dienstjahren aus der US-Armee entlassen. Eine Zivilbeamtin vom militärischen Personalbüro der Kaserne in Schweinfurt gab mir meine Entlassungspapiere und ein Flugticket. Sie sagte, laut NATO-Stationierungsabkommen sei ich verpflichtet, in die USA zurückzufliegen. Ich ging mit dem Ticket zum militärischen Reisebüro und gab es der Frau hinter dem Tresen. Sie sah mich misstrauisch an. »Ich brauche es nicht«, sagte ich, drehte mich um und lief zum Tor der Ledward Barracks^[9]. Beim Verlassen der Kaserne zwang ich mich, nicht zurückzuschauen. Dann stieg ich ins Auto und fuhr zu meiner Wohnung in Würzburg. Ich hatte mich entschieden, in Deutschland zu bleiben.

Zu Hause saß ich eine Weile auf einem Stuhl in der Küche, immer noch in Uniform. Wenn ich die Uniform auszog, würde mein Leben als Soldat vorbei sein. Die Entscheidung hatte ich schon lange vorher getroffen, aber der allerletzte Schritt, das Ablegen der Uniform, war der schmerzhafteste, unumkehrbare Schlusspunkt. Für viele Zivilisten mag es schwer sein, das nachzuvollziehen, denn nur wenige Berufe sind heute noch mit dem Tragen einer Uniform verbunden, aber die Identität eines Soldaten, seine Berufung und sein Soldatentum, sind untrennbar mit seiner Uniform verbunden. Etwa so wie bei einem Polizisten oder Feuerwehrmann. Die Uniform zeigt deutlich: Ich gehöre diesem Beruf an. Wenn der Soldat seine Uniform ein letztes Mal auszieht, ist er kein Soldat mehr.

Ich stand auf und ging ins Schlafzimmer, wo ich die Uniform auszog und sie auf einen Kleiderbügel hängte. Ich setzte mich auf das Bett und schaute sie an. Als ich sie das erste Mal anzog, war ich gerade siebzehn geworden. Damals war es die Uniform eines einfachen Soldaten, eines Gefreiten der Infanterie und Fallschirmjäger. Als ich sie das letzte Mal auszog, mit 33, als Hauptmann der Infanterie, war es die Uniform eines Rangers und Kriegsveteranen. Mein gesamtes bisheriges Erwachsenenleben war ich Soldat gewesen.

Ich war mir nicht einmal sicher, ob es die richtige Entscheidung war, das Militär zu verlassen. Die US-Armee hatte beabsichtigt, mich zu einer weiteren Offiziersschulung zu schicken und mich innerhalb der nächsten zwei Jahre eine Fallschirmjägerkompanie kommandieren zu lassen. Ich war auf dem vorläufigen Höhepunkt meiner Karriere und hätte die Karriereleiter auch noch höher steigen können. Trotzdem stellte ich beim US-Militär auf eigenen Wunsch einen Antrag auf Entlassung. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich die Gründe für meine Entscheidung nicht genau benennen. Mein Bauchgefühl und mein Gewissen sagten mir, dass es Zeit war zu gehen. Den Krieg im Irak hielt ich im Hinblick auf die Sicherheit meines Landes für absolut unnötig. Ich sah nur noch all die höchst gefährlichen Aufgaben, aber was die Erledigung dieser Aufgaben bewirken sollte, verstand ich nicht. Ganz zu schweigen von Abu Ghraib und der Folter, die mir sehr zu schaffen machte. Dabei gefiel es mir eigentlich, Offizier zu sein.

Mein Bauchgefühl sagte: Lauf weg! Die Vernunft riet: Bleib Soldat! Denk an deine komfortable Pension. Eine Pension, die ich schon jetzt, da ich dieses Buch schreibe, erreicht hätte. Ich war ein Offizier und Berufssoldat, also so etwas wie ein Beamter der US-Regierung. Diesen Beamtenstatus hatte ich nun aus Gewissensgründen aufgegeben. Ich hatte beschlossen, die US-Armee und mein Land zu verlassen,

um neu anzufangen. Während ich meine Uniform anstarrte, lachte die Vernunft mich aus. Was für ein Leben wirst du hier in Deutschland bekommen? Du hast einen Bachelor-Abschluss in Politikwissenschaft und eine Menge Erfahrung als Soldat, doch was willst du in Deutschland damit anfangen? Du kannst nicht einmal richtig Deutsch sprechen! Das kann nicht dein Ernst sein ...

Ich packte die Uniform und einige Erinnerungsstücke an meine Dienstzeit in meine Militärtruhe und brachte sie in den Keller. Es war vorbei. Schließlich könnte ich nicht ein zweites Mal mit gutem Gewissen im Irak kämpfen. Ich bin ein ehemaliger Fallschirmjäger, und Vernunft ist nicht unbedingt eine gute Voraussetzung für diese Art von Arbeit. Also siegte das Bauchgefühl, und ich blieb, wenn auch mit vielen Zweifeln, in Deutschland, wo meine zweite Geschichte begann.

Eigentlich hatte sie schon einige Wochen zuvor begonnen. Nachdem unser Bataillon aus dem Irak zurückgekehrt war, wurde ich zum Bataillonsstab versetzt, um dort meine letzten Wochen im Militär abzuwarten. Es war eine Zeit des Übergangs. Die meisten erfahrenen Offiziere und Sergeants nahmen an Schulungen teil, um befördert zu werden, und viele neue Soldaten kamen an, um unsere Verluste zu ersetzen. Alle anderen wollten sich einfach nur ausruhen, bevor das Bataillon im kommenden Jahr wieder im Irak eingesetzt würde. Es war eine Art Kurzerholung für das Bataillon, und meine Aufgabe im Stab bestand darin, den Papierkram für die neuen Soldaten und die neue Ausrüstung zu erledigen, bis meine Entlassungspapiere kamen.

In dem Stab gab es einen Jungen, der während der Sommerferien sein Schulpraktikum bei uns machte. Er sollte den jungen Soldaten bei der täglichen Arbeit zur Hand gehen, zum Beispiel Kaffee kochen, Müll rausbringen und den Boden wischen. Er war der Sohn eines Unteroffiziers unserer Kaserne und mit seinen fünfzehn Jahren nur um wenige Jahre jünger als die Soldaten, denen er half. Eines Tages standen der Praktikant und zwei Soldaten kurz vor Feierabend mit Eimer und Wischmopp vor der Tür des Stabsbüros. Sie hatten gerade in dem Büro gewischt und hielten Wache an der Tür, damit niemand über den nassen Boden lief. Zwölf Jahre zuvor, als ich selbst einfacher Soldat in der 82. Luftlandedivision gewesen war, hatte ich die gleiche Aufgabe erledigen müssen. Ich wusste daher genau, was es hieß, stundenlang Fußböden zu wischen, nur damit plötzlich irgendein Hauptmann darauf herumläuft und seine dreckigen Spuren hinterlässt. Einmal war kurz darauf unser verrückter Sergeant Major^[10] aufgetaucht und regelrecht ausgeflippt, als er die Spuren auf den Fliesen entdeckte. Daraufhin hatte ich mir einen zwanzig Minuten langen Vortrag über die Liebe zum Detail und die Leidenschaft für Qualität anhören müssen, während ich Liegestütze machte.

Ich wollte den jungen Soldaten solche Erfahrungen ersparen. »Tut mir leid«, sagte ich deshalb, »aber ich muss hier rein.« Die beiden Soldaten traten zur Seite, und ich nahm den Wischmopp in die Hand, um meine Schmutzspuren selbst aufzuwischen. Doch bevor ich auch nur einen Fuß auf den Boden setzen konnte, hielt mich der Praktikant am Ärmel meiner Uniform fest.

»Sie dürfen da nicht reingehen«, schrie er und zog mich zurück.

Er war nur ein Kind, das keine Ahnung vom Militär hatte. Und ich hatte bis zu diesem Moment keine Ahnung, wie sehr mich der Krieg verändert hatte. Der Wischmopp fiel zu Boden. Ich packte den Jungen am Handgelenk und drehte meinen Arm frei. Mit der anderen Hand stieß ich ihn hart gegen den Türrahmen. Es war ein Notwehrinstinkt, der die Kontrolle übernahm. Dabei merkte ich, dass irgendetwas nicht stimmen konnte, weil der Gegner viel zu leicht zu überwältigen war. Ich begann, den Jungen auf den Kopf zu schlagen, als einer der beiden Soldaten mich gewaltsam in den Flur zurückdrängte. Dieser Soldat war mit mir zusammen im Irak gewesen. Es gab eine heftige

Auseinandersetzung, bis ich den Jungen schließlich losließ. Und so abrupt, wie sich der Autopilot eingeschaltet hatte, so abrupt schaltete er sich auch wieder ab. Ich befahl dem Irak-Soldaten, den Praktikanten sofort zum Sanitäter zu bringen. Als sie weg waren, rutschte ich mit dem Rücken an der Wand auf den Flurboden hinunter und blieb dort wie betäubt sitzen. Drei Monate nach meiner Rückkehr aus dem Irak wusste ich plötzlich, dass ich ein anderer geworden war.

Am nächsten Tag traf ich mich mit dem Jungen und seinem Vater, um mich zu entschuldigen. Der Vater war ebenfalls Irakveteran und schien den Vorfall nachvollziehen zu können. Sein Sohn meinte nur ganz cool: »Ist okay!« Aber ich wusste, dass es nicht okay war. Nichts war okay. Jemand hatte einen Jungen an einen Türrahmen geknallt, und wer weiß, was noch passiert wäre, wenn nicht ein mutiger Soldat reagiert hätte. Dieser Jemand, der den Jungen angegriffen hat, war ganz offensichtlich ich. Ich dachte immer, ich sei ein starker Soldat. Ich war Offizier, ein Ranger mit sechzehn Dienstjahren und mehreren Einsätzen Erfahrung. Ein tapferer Kämpfer im Gefecht, aber am Ende hatte ich einen harmlosen Jungen angegriffen, nur weil er mich am Ärmel festgehalten hatte. Dieser Praktikant markierte das Ende meiner Zeit beim Militär und den Anfang einer Reise ins Unbekannte.

Es gibt Momente im Leben, in denen man auf eine tiefe Erkenntnis stößt und auf einmal das Wesen von etwas vollständig begreift. Solch einen Moment nennt man eine Epiphanie, eine Erscheinung des Herrn, und wenn sie eintritt, sieht man, was er schon zuvor gesehen hätte. Als ich mit dem Rücken an der Wand auf den kalten Fliesen saß, sickerte eine solche Epiphanie durch die hinterste Ecke meiner Seele. Sie warf ein intensives Licht auf einen Soldaten in der Wüste. Ich blickte in sein ausdrucksloses Gesicht, aus dem mich leere Augen anschauten. Ich sah in mein eigenes Gesicht. Ein erschöpftes Gesicht. Ich stand auf, drehte diesem Soldaten den Rücken zu und lief den Flur entlang. Ich wusste, dass der Soldat, der dort in der Wüste gestanden hatte, ein Elitesoldat gewesen war. Der brave Soldat mit meinem Gesicht war im Irak gefallen. Wer aber war der Mann auf dem Flur?